

(Nachdruck verboten.)

85]

## Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

„Hört, Sennor Juan. Ich bin gekommen, um das Vergnügen zu haben, Euch zu sehen, und weil ich weiß, daß Ihr ein Ehrenmann und unfähig seid, mich zur Anzeige zu bringen. . . . Uebrigens werdet Ihr von Plumitas gehört haben. Es ist nicht leicht, ihn zu fangen, und der, der sich an ihm vergreifen will, hat die Folgen zu tragen.“

Bevor der Maestro antworten konnte, legte sich der Picador dazwischen.

„Plumitas, sei kein Esel. Solange Du Dich gut führst und anständig beträgst, bleibst Du hier unter guten Freunden.“

Der Bandit beruhigte sich schnell und sprach mit dem Picador von seinem Pferde, dessen Verdienst er hervorhob. Beide Männer redeten sich in ihre wilde Pferdeliebhabe hinein, die sie die Pferde liebevoller als die Menschen behandeln ließ. Gallardo ging, noch etwas unruhig, in der Küche herum, während die gebräunten, mannhaften Arbeiterfrauen das Feuer schürten und das Frühstück bereiteten, wobei sie nicht umhin konnten, den berühmtesten Plumitas von der Seite zu betrachten.

Bei einem seiner Umgänge kam der Stiersechter in die Nähe des Nacional, den er heimlich beauftragte, Donna Sol auf ihrem Zimmer zu bitten, gefälligst nicht herunterzukommen. Der Bandit würde sich gewiß nach eingenommenem Frühstück entfernen. Weshalb sich vor dieser traurigen Persönlichkeit lassen lassen?

Der Banderillero verschwand, und Plumitas, da er sah, daß der Torero nicht an der Unterhaltung teilnahm, wandte sich zu diesem, indem er ihn mit Interesse über die ihm noch in diesem Jahre bevorstehenden Stiergefächte befragte.

„Ich bin Gallardist, wißt Ihr? Ich habe Euch viel öfter Beifall zugeklatscht, als Ihr vermutet. Ich sah Euch in Sevilla, in Jaen, in Cordoba . . . an vielen Orten.“

Gallardo war außer sich vor Erstaunen. Wie konnte er, dem ein wahres Heer von Verfolgern auf den Fersen war, ruhig den Stiergefächten beiwohnen? Plumitas lächelte mit überlegener Gebärde.

„Ach was! Ich gehe, wohin es mir beliebt. Ich komme überall hin.“

Sodann erzählte er von den verschiedenen Malen, wo er den Stiersechter auf seinem Wege, teils allein, teils in Begleitung, angetroffen hatte, wobei dieser auf der Landstraße dicht an ihm vorbeigekommen sei, ohne auf seine Person zu achten, als sei er ein armer Tagelöhner zu Pferde gewesen, der in irgendeiner nahen Hütte etwas auszurichten hatte.

„Als Ihr von Sevilla kamt, um die beiden Mühlen dort unten zu kaufen, begegnete ich Euch auf dem Wege. Ihr trugt fünftausend Duros bei Euch. Ist's nicht so? Sagt die Wahrheit. Ihr seht, daß ich wohl unterrichtet bin. . . Ein anderes Mal sah ich Euch auf einem jener Dinger, die man Automobile nennt, mit einem anderen Herrn aus Sevilla, der, wie ich glaube, Euer Verwalter war. Ihr gingt zum Unterzeichnen der Kaufkontrakte der Olivenpflanzung und hattet ein noch größeres Stück Geld bei Euch.“

Gallardo dachte einen Augenblick nach und mußte die Genauigkeit dieser Tatsachen zugeben, indem er mit lebhaftem Erstaunen diesen so von allem unterrichteten Mann betrachtete. Und der Räuber gab, um weiter seine Grobmut dem Stiersechter gegenüber zu bekunden, der Geringschätzung Ausdruck, die Hindernisse ihm einzuslößen pflegten.

Ihr seht, jene Automobile. . . Dummeheiten! Solche Dinger bringe ich mit nichts anderem, als diesem hier zum Stillstehen (er zeigte auf sein Gewehr). In Cordoba hatte ich mit einem mir verfeindeten Herrn ein Hühnchen zu rupfen. Ich führte mein Pferd auf eine Seite der Landstraße, und als die Teufelsmaschine, Staubwolken aufwerfend und nach Petroleum stinkend, herankam, rief ich: Halt! Sie wollte aber nicht anhalten, und da sandte ich ihm eine Kugel ins

Rad; kurzum, das Automobil kam einige Meter weiter zum Stillstehen, ich hätte sonst den Chauffeur niedergeschossen, und ich stieß im Galopp zu dem Herrn und brachte die Angelegenheit in Ordnung. Einer, der eine Kugel schießt, wohin er will, kann alles auf dem Wege anhalten.“

Gallardo hörte verblüfft zu, wie Plumitas mit berufsmäßiger Natürlichkeit von seinen Taten auf der Landstraße erzählte.

„Euch anzuhalten, dazu hatte ich keinen Grund. Ihr seid von Haus arm, wie ich, habt aber mehr Glück und mehr von dem, was man in seinem Beruf haben muß, und wenn Ihr Geld gemacht habt, so ist es wohl verdient. Ich habe großen Respekt vor Euch, Sennor Juan. Ich habe Euch gern, weil Ihr ein gewissenhafter Stiersechter seid, und ich eine Vorliebe für mutige Männer habe. Wir beide sind fast Kameraden, im Grunde genommen; wir leben, indem wir unser Leben in die Schanze schlagen. Dagegen hab' ich Euch niemals angegriffen und nicht einmal ein wenig Tabak abgefordert; ich war da auf dem Wege, damit Euch niemand ein Haar krümmte, und um aufzupassen, daß nicht irgendein Unverschämter die Gelegenheit benützte, und Euch den Weg versperrte, unter der Angabe, er sei der Plumitas; denn noch unglaublichere Dinge sind schon vorgekommen.“

Eine unversehene Erscheinung schnitt dem Räuber das Wort ab und erzeugte auf dem Gesicht des Stiersechters eine Gebärde des Unwillens. Verdammte auch! Donna Sol! Hatte denn der Nacional seinen Auftrag nicht ausgerichtet? . . .

Der Banderillero kam hinter der Dame her und machte von der Küchentür aus mehrere Zeichen der Entmutigung, um dem Maestro anzudeuten, daß seine Bitten und Ratschläge fruchtlos geblieben waren.

Donna Sol erschien im Reifeüberroch, das in der Eile gekämmte und befestigte goldene Haar unbedeckt. Plumitas im Landhause! Während eines Teiles der Nacht hatte sie mit einem wohligen Zusammenschauern an ihn gedacht und sich vorgenommen, am folgenden Morgen die an La Rinconada anstoßenden einsamen Gegenden zu Pferde zu durchstreifen, in der Hoffnung, daß ihr gutes Glück sie auf den merkwürdigen Banditen stoßen lassen werde. Und als ob ihre Gedanken auf weite Entfernungen hin Einfluß hätten und die Leute heranzuziehen imstande wären, hatte der Räuber ihren Wünschen entsprochen und sich am frühen Morgen im Landhause eingefunden.

Plumitas! Dieser Mann rief in ihrer Einbildungskraft das vollständige Bild eines Räubers hervor. Sie hatte fast nicht nötig, ihn zu sehen; sie würde von seinem Anblick kaum überrascht sein. Sie sah ihn vor sich stehen, hochgewachsen, schlank, von leichtgebräunter Gesichtsfarbe, den spitzen Hut über einem roten Kopfstück, unter welchem glänzend schwarze Haarbüschel hervortraten; von gelenkigem, in schwarzen Samt gekleideten Körper, die von einem purpurfarbenen Seidentuche umgürteten Hüften hin und her wiegend, die Beine in dunkelbraunen Ledergamaschen stehend: ein fahrender Ritter der andalusischen Steppen, ungefähr den schmucken Tenoren gleichend, die in „Carmen“ die Soldatenuniform abstreifen, um als Opfer der Liebe zu Schmugglern zu werden.

Ihre durch die Aufregung vergrößerten Augen schweiften durch den Küchenraum, ohne einen spitzen Hut oder eine Donnerbüchse zu erblicken. Sie sah einen Unbekannten, der sich aufrecht stellte, eine Art Feldhüter mit Gewehr, wie sie deren manchmal auf den Besitzungen ihrer Verwandten angetroffen hatte.

„Guten Tag, Frau Marquise . . . Und Ihr Herr Oheim, gehts ihm immer noch gut?“

Die Blicke der Anwesenden, die sämtlich auf jenen Mann gerichtet waren, ließen sie den wahren Sachverhalt erraten. Ach, war das der Plumitas? . . .

Durch die Gegenwart der Dame eingeschüchtert, hatte er mit unbeholfener Höflichkeit seinen Hut abgenommen und blieb mit dem Karabiner in einer Hand und dem alten Fils in der anderen stehen.

Die Worte des Banditen setzten Gallardo immer mehr in Erstaunen. Dieser Mensch kannte jedermann; er wußte, wer Donna Sol war, in seiner übertriebenen Ehrfurcht erstreckte er den Rang ihrer Familie auch auf sie.

Die Dame hatte sich von ihrer Ueberraschung erholt und winkte ihm, sich zu setzen und seinen Kopf zu bedecken; er gehorchte ihr in ersterem, ließ jedoch den Hut auf einem nahen Stuhle liegen.

Als ob er aus den Blicken von Donna Sol, die auf ihn gerichtet waren, eine Frage erriet, fuhr er fort:

„Die gnädige Frau brauchen sich nicht zu wundern, daß ich Sie kenne; ich habe Sie viele Male mit dem Marquis und anderen Herren, als Sie zum Auslesen der jungen Stiere gingen, gesehen. Ich sah auch von weitem, wie die Sennora mit der Lanze an die Tiere herankam. Die Sennora ist sehr mutig und die stattlichste Frau, die ich je auf dieser Gotteswelt gesehen. Es ist ein reiner Hochgenuß, sie zu Pferde, mit ihrem spitzen Hut, ihrer Halsbinde und ihrem Gürtel zu sehen. Die Männer müßten sich eigentlich um ihrer himmlischen Augen willen gegenseitig Dolchstiche austheilen.“

Der Räuber ließ sich mit der größten Natürlichkeit von seinem südländischen Enthusiasmus hinreißen, indem er nach neuen Komplimenten für die Dame suchte.

Diese war bleich geworden und hatte, angenehm erschreckt, ihre Augen weit geöffnet. Sie fing an, den Banditen interessant zu finden. Ob er wohl nur ihretwegen auf den Landstiß gekommen sei? . . . Ob es wohl seine Absicht war, sie zu entführen und nach den Bersteden der Berge zu bringen, getrieben von der hungrigen Raublust eines Adlers, der aus der Ebene zu seinem Horst auf der Höhe zurückkehrt? . . .

Der Stiersechter war ebenfalls unruhig geworden, nachdem er diese Aeußerungen ungehobelter Bewunderung angehört hatte. Verdammt auch! . . . Auf seinem eigenen Besitztum! Unerhört, und direkt in sein Gesicht hinein! Nein, so was! . . . Wenn er so fortfuhr, wolle er die Büchse holen, und wenn es aus Plunitas war, es würde sich zeigen, wer den Kürzeren zog.

Der Räuber sah plötzlich das Unbehagen, das seine Worte hervorgerufen, zu verstehen und nahm eine unterwürfige Haltung an.

„Verzeihen Sie, Frau Marquise. Es war Geschwäh und weiter nichts. Ich habe eine Frau und vier Kinder, und die Aermste weint mehr um mich, als die Mutter der sieben Schmerzen. Ich bin ein friedlicher Mann; ein Unglücklicher, der es geworden ist, weil ihn das böse Geschick verfolgt.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Heuschrecken.

Von R. Gwald.

Autorisierte Uebersetzung von G. Kih.

(Schluß.)

„Was ist das? Was ist das?“

Sie scharten sich zusammen und starrten und fragten. Die Kleinen riefen schrien und die Gesichter der Männer wurden ernst und die der Frauen ängstlich.

Vergebens forderte der Bräutigam seine Gäste auf, zu trinken und vergnügt zu sein. Vergebens begannen die Spielleute aufzuspielen. Bald verstummten sie, standen bei den andern, starrten nach der Wolke hin und wunderten sich, was es sein könnte. Mit der Festfreude war es vorbei. Niemand konnte sagen, wovor er Angst hatte; aber alle wurden von bösen Ahnungen befallen.

Und die Wolke wuchs und wuchs und senkte sich immer dichter über sie nieder. Jetzt trat sie vor die Sonne. Eine Finsternis befiel das Land, die Vögel im Walde verstummten, und die Menschen saßen einander voller Furcht bei den Händen.

„Still!“ jagte der Alte. „Hört ihr?“

Wir Heuschrecken . . . hopp, hopp, hopp . . .  
kommen gefaust im Galopp, lopp, lopp . . .  
Gras und Strauch fressen wir,  
Meere durchmessen wir,  
verdunkeln das Sonnenlicht,  
morden und ruhen nicht,  
bis wir ins Menschenneest  
tragen die Pest!“

Es war der Schlichtgesang der Heuschrecken. Die Leute verstanden ihn nicht, denn es waren ja nur Menschen. Sie hörten nur das Säusen und Brausen der unzähligen Flügel und sahen die Wolke wachsen und wachsen.

„Da ist etwas von der Wolke herabgefallen,“ rief ein kleiner Knabe.

Er hielt eine Heuschrecke in der Hand und alle liefen herzu, um zu sehen, was das sein könnte. Aber im selben Augenblick fielen immer mehr Heuschrecken aus der Wolke herab, und jetzt stürzte die ganze Wolke mit seltsamem Krachen und Tosen herab.

Die Leute saßen sich an die Köpfe und hürsteten die Tiere von sich ab. Frauen und Kinder schrien und die Männer schlugen mit ihren Stöcken um sich. Sie traten auf die Heuschrecken, die unter ihren Füßen knirschten, aber immer mehr fielen hernieder — ein endloser Sturzregen, wie ihn noch niemand erlebt hatte.

Da liefen die Menschen durcheinander, sochten schreiend mit den Armen um sich und wußten nicht aus noch ein. Jeder lief nach Hause, fand es aber dort ebenso schlimm oder noch schlimmer. Die Heuschrecken fielen in die Brunnen, durch die Schornsteine und durch offene Fenster hinein. . . . Es gab keinen Fleck, wo sie fehlten.

Zwei Stunden lang dauerte der Regen an. Dann war der Himmel wieder klar, und die Sonne schien. Aber jeder Fleck war mit einem Gewirr von Heuschrecken bedeckt. Sie hingen an den Zweigen der Bäume, die zu Boden niedergedrückt wurden und zerbrachen. Sie bißen in die Steine, wenn sie in nichts anderes zu beißen hatten. Sie krochen und sprangen auf Menschen, Hunden und Hühnern herum, rieselten herunter und kletterten wieder hinauf. Und wo ein Grassalm oder ein Blatt war, da fraßen sie sofort alles auf.

Die Leute wußten sich nicht zu helfen. Sie stiegen auf die Anhöhen und blickten über ihre fruchtbaren Felder hin . . . alles war von dem Heuschreckenteppich bedeckt. Sie starrten zum Himmel und sahen in der Ferne am Horizont eine neue Wolke, drohend und schwarz wie die erste. Und während sie starrten, wuchs sie und kam näher; und ehe sie zur Ueberlegung kamen, fiel ein neuer Heuschreckenregen über sie nieder. Sie glaubten, das Ganze habe weder Anfang noch Ende, sahen in ihren Häusern und verzweifelten.

Dann stürzten sie heraus, brachen die Zweige von den Bäumen und schlugen auf die Tiere los, bis sie die Arme nicht mehr bewegen konnten. Millionen lagen erschlagen auf der Erde. Billionen und Trillionen krochen und sprangen knirschend und fressend umher.

Man zündete das Gras an, wo die Tiere am zahlreichsten waren. Das Feuer knisterte, der Rauch quoll empor, das grüne Gras und das gelbe Getreide loderten auf. Man konnte die Heuschrecken im Feuer krachen hören. Aber es half nichts. Millionen und Billionen flogen über das Feuer weg an Stellen, wo es nicht brannte, und fraßen und fraßen weiter.

Acht Tage dauerte es. Dann war nichts mehr zu fressen da. Der Schwarm erhob sich, sammelte sich in der Luft zu einer ungeheueren Wolke und zog fort . . . nach Norden übers Meer hin.

Und die Menschen standen und starrten ihnen nach. Braut und Bräutigam beweinten ihr zerstörtes Heim. Die Spielleute hängten die Geige an die Wand, und der alte Mann starb vor Gram.

Das ganze glückliche Land war verödet.

Im Herbst flog die Schwalbe wie gewöhnlich nach Afrika. Sie hatte Hochzeit gefeiert und ein Nest erbaut, hatte ihre Eier gelegt und ausgebrütet und die letzte Milde verzehrt. Damit war ihre Arbeit im Norden für diesmal getan, und zugleich war der Sommer vorbei. Es war eine alte Schwalbe, die die Reise bereits viele Male hin und her zurückgelegt hatte, so daß sie den Weg recht genau kannte. Sie hatte auch ihre Niststätten, wo sie ihre Flügel für einen oder zwei Tage ausruhte, bevor sie weiterflog.

Im Mittelmeer lag eine wunderschöne kleine Insel, die die Schwalbe auf ihrem Wege nach Süden stets besuchte. Sie war nicht so groß, daß sie auf der Landkarte stand; aber darum kann es doch eine schöne Insel sein, besonders für eine Schwalbe; und außerdem hat sie den Vorzug, daß man sich in der Geographie nicht mit ihr zu quälen braucht. Und herrliche Bäume waren da und Felder und Menschen und Tiere; darunter befand sich ein kleiner grüner Zeisig, der ein guter Freund der Schwalbe war.

Als nun die Schwalbe diesmal auf die Insel kam und sich auf dem Baume niederließ, wo der Zeisig wohnte, sah sie sich erstaunt um.

Die Insel war gar nicht wiederzuerkennen. Im Walde hörte man keinen einzigen Vogel zwitschern, und es war kein Tier auf dem Felde. Auch Menschen sah man nicht. Kein Rauch stieg aus den Schornsteinen der Häuser auf; alle Fenster und Türen waren weit geöffnet. Von Getreide war keine Spur zu sehen, alles Gras war weg; die Bäume hatten nur noch wenige Blätter, viele von ihnen waren gestürzt, bei anderen waren die Zweige abgestorben. Es war ein trauriger Anblick. Da begann die Schwalbe zu glauben, sie sei verkehrt geflogen, aber dann kam der Zeisig und setzte sich neben sie. Er war mager und zergaust und sah traurig drein.

„Was in aller Welt bedeutet das hier?“ fragte die Schwalbe.

„Das darfst du wohl fragen,“ erwiderte der Zeisig. „Ich bin der einzige Ueberlebende auf der ganzen Insel, und ich werde auch sterben, ehe die Woche um ist. Denn ich glaube nicht, daß ich die Kraft habe, mit dir zu fliegen.“

„Was ist denn geschehen?“ fragte die Schwalbe.

„Es sind die Heuschrecken,“ erzählte der Zeisig. „Sie sind zur Hochsommerzeit gekommen und haben die ganze Insel kahlgefressen.“

„Das verstehe ich nicht,“ jagte die Schwalbe. „Ich habe einmal weit, weit in Afrika mit einem Heuschreckenweibchen gesprochen. Sie spielte Violine und fraß Gras, ohne sonst einer Menschenseele etwas zuleide zu tun . . . Ja . . . wart ein wenig . . . jetzt entfinne ich mich, daß sie davon sprach, daß ihre Kinder nach Norden reisen sollten . . . Millionen von Kindern sollten zur Welt kommen.“

„Die sind zur Welt gekommen,“ sagte der Zeisig. „Millionen und Billionen und Trillionen. Sie sind über uns hergefallen, gleich einer schwarzen Wolke und haben das Ganze aufgefressen.“

„Mit dem Gras und den Blättern mag es hingehen,“ sagte die Schwalbe. „Aber wo sind die Kühe und Pferde und Menschen geblieben? Die haben sie doch nicht fressen können.“

„Nicht so unmittelbar,“ antwortete der Zeisig. „Aber nun sollst du hören.“

Da bekam die Schwalbe plötzlich Angst. Es fiel ihr ein, daß das Heuschreckenweibchen sich so genau nach dem grünen Lande im Norden erkundigt und ihren Kindern in den Eiern zugestültert hatte, daß sie dorthin ziehen sollten.

„Um Gottes Willen . . . sag mir zu allererst, wohin die Heuschrecken gezogen sind,“ fragte sie.

„In den Tod,“ erwiderte der Zeisig. „Nicht viele von ihnen sind mit dem Leben davongekommen.“

„Erzähle,“ sagte die Schwalbe beruhigt.

Und der Zeisig erzählte.

Daß sie gekommen wären, wie sie zu kommen pflegten, und daß sie am Himmel gestanden hätten als eine ungeheure schwarze Wolke, die dann über die Insel niedergefallen wäre. Die Wolke wäre größer als die Insel gewesen, so daß viele der Tiere ringsum ins Meer gefallen wären. Und nur einen Tag hätte es gedauert, bis alle grünen Galmägen aufgefressen waren.

„Und was dann?“ fragte die Schwalbe.

„Dann entstand am Abend ein entsetzlicher Sturm,“ berichtete der Zeisig. „Noch nie habe ich solch einen Sturm erlebt. Die Dächer flogen von den Häusern, die Bäume im Walde zerbrachen und die Bogen rollten in Bergeshöhe auf die Klippe zu. Und dieser Sturm vernichtete das ganze Heuschreckenheer. Als er vorüber war, da war das Meer, soweit man sehen konnte, mit toten Heuschrecken bedeckt. In vielen Schichten lagen sie da, gleich einer dicken Decke, die auf und nieder wogte. Das Ufer war ganz mit Leichen angefüllt und jeder Wellenschlag brachte mehr und mehr heran. Zuletzt umgab ein gewaltiger Wall von toten Heuschrecken die ganze Insel. Denn es war gleichgültig, woher der Wind wehte; das Meer war überall voller Leichen, und sie trieben hierhin und dorthin und endigten sämtlich auf der Insel.“

„Das war gut für sie,“ sagte die Schwalbe.

„Vielleicht,“ sagte der Zeisig. „Aber es war nicht gut für uns. Denn dann kam die Pest.“

„Erzähle,“ bat die Schwalbe.

„Es ist bald erzählt,“ sagte der Zeisig. „Auf den Sturm folgte eine Windstille, und dann folgte viele Wochen hindurch eine solche Wärme, wie sie noch niemand erlebt hatte. Die Sonne brannte vom Morgen bis zum Abend hernieder, die Bäume ließen ihre entblätterten Zweige hängen, alles Wasser trocknete ein, und Tiere und Menschen saßen still da und ächzten und konnten sich kaum bewegen.“

„Und dann?“

„Dann kam die Pest,“ fuhr der Zeisig fort. „Die toten Heuschrecken verfaulen, und es entstand ein entsetzlicher Gestank, der sich mit jedem Tage verschlimmerte. Ein ganzer Nebel von Gift und Fäulnis lag über der Insel. Die Tiere wurden krank und die Menschen wurden krank. Die Fliegen fielen tot aus der Luft herab, die Vögel piepten und waren im selben Augenblick entseelt. Die Pferde und Stübe stürzten tot zu Boden. Die Menschen seufzten auf, wo sie saßen und Qualen litten, und dann war es vorbei. Es war die Pest, die alle lebenden Wesen ergriff. Ich bin der einzige Ueberlebende auf der Insel, und ich sterbe, bevor es Abend wird.“

„Das ist ja eine grauenhafte Geschichte,“ sagte die Schwalbe. „Das einzige Gute daran ist, daß auch die Heuschrecken tot sind. Das kommt davon, wenn man den Mund zu weit aufstut. Und dann spudten sie obendrein ihr Futter wieder aus. Hätten sie wie andere ordentliche Leute gegessen, so wäre genug für sie und für uns alle vorhanden. Ich will daran denken, es da unten zu sagen, wenn ich in das Land komme, wo sie wohnen. Wie seltsam! Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie schön das Heuschreckenweibchen Violine spielte!“

Sie saß ein Weilchen da und dachte über die Sache nach. Dann lästete sie die Flügel.

„Jetzt muß ich fort,“ sagte sie. „Willst du mit?“

Der Zeisig antwortete nicht. Er war vom Zweige hinabgefallen und lag tot auf der Erde.

Da flog die Schwalbe allein weiter.

geradezu sprichwörtlich. So heißt beispielsweise ein arabisches Sprichwort: „Scheußlicher als eine sauerlöpfige und magere Frau!“ Die arabischen Dichter feiern die Schönheit des Weibes in überschweblichen Bildern, die, wenn sie auch oft weithergeholt scheinen, doch durchaus konkret-sinnlich sind. Ein treffendes Beispiel für diese semitische Dichtungsart ist das Hohenlied, hinter dessen naiv-sinnlicher Schilderung weiblicher Körperlichkeit tief sinnige Symbole gewittert wurden, wodurch dieser Hymnus auf Weibeschönheit unbeanstandet einen Platz in der Bibel fand. Im „wohlriechenden Garten“ des Scheich Nezzawi findet sich der arabisch Schönheitskanon klar ausgedrückt. Besonders bezeichnend für den erotischen Geschmack ist darin folgende Stelle: „Damit eine Frau den Männern gefalle, muß sie wohlbeleibt sein. Ihre Haare müssen schwarz, ihre Stirne breit sein. Ihre Augenbrauen müssen das Schwarz der Regier besitzen, ihre Augen müssen vollkommen groß und von reinem Schwarz, das Weiße darin klar sein. Ihre Wangen müssen vollkommen oval sein, sie muß eine feine Nase und einen anmutigen Mund besitzen. Ihr Hals sei lang und ihr Nacken kräftig, der Oberkörper breit. Ihre Brüste müssen fest und voll sein, der Bauch ebenmäßig, der Nabel wohlentwickelt und tief eingesenkt. Ihre Schenkel und ihre Hinterbacken müssen hart sein. Die Lenden müssen breit und voll abfallen. Die Taille sei wohlgebildet, Hände und Füße müssen von ausgesprochenem Eleganz sein, die Arme sollen fleischig sein, und breiten Schultern zur Einsafung dienen. Wenn man eine Frau mit diesen Eigenschaften von vorne betrachtet, ist man begaubert, wenn man sie von hinten ansieht, stirbt man vor Entzücken. Stehend ist sie ein gewölbter Dom, liegend ein weiches Lager, stehend eine Fahnenstange.“

Die Vorliebe für die enormen hinteren Formen tritt, abgesehen von den Arabern, noch bei einigen anderen Völkern auffallend in die Erscheinung, so bei den mohammedanischen Südslaven, den Somali, den tunesischen Juden, und recht häufig als Ausdruck inbibiduellen, nicht nationalen Geschmacks, auch bei den Europäern, wo aber, gemäß den allgemeinen Anschauungen, die Pflege solchen Schönheitsideals nur verdeckt, nicht offen getrieben wird.

Auf afrikanischem Boden bedienen sich einige Völker einer einfachen Methode, um die etwa mangelnde Fettlosigkeit bei ihren Frauen auf künstlichem Wege hervorzurufen. Von den europäischen Kultur am nächsten stehenden unter diesen Völkern sind die tunesischen Juden zu erwähnen. Bei ihnen läßt man die Mädchen bis zu ihrem dreizehnten Lebensjahre sich ungehemmt entwicken. Maupassant sagt von den jungen tunesischen Jüdinne: „Wie eine Schar flüchtiger Elfen eilen die halberwachsenen Töchter der tunesischen Juden durch ihre Straßen. In grünen, roten, blauen und weißen Hosen, in vielfarbigen hochhackigen Stiefeln, das dunkelhaarige Köpfchen von einer spitzen oder flachen seidenen Mütze bedeckt, an der langherabwallende Schleier flattern, sind sie eine Verkörperung jugendlicher Anmut und Beweglichkeit.“ — Aber bald ändert sich das Bild. Das junge Mädchen soll verheiratet werden; und aber einen Freier zu finden, muß sie sich erst einer sechswöchigen Fastkur unterwerfen. Während dieser Zeit besteht ihre Nahrung nur aus Mehlspeisen, Reis und Milch. Diese Diät, verbunden mit tunlichster Vermeidung jeder Bewegung und Anstrengung verwandelt das schlaffe Geschöpf innerhalb sechs Wochen in ein von Leberfülle strotzendes Weib, das nun in der eigenartigen Hosen-tracht, von weißen Tüchern eingehüllt, schwerfällig daherkwatschelt, und an den Vergleich mit einem Elefanten erinnert, den ein arabischer Dichter mit Vorliebe für seine Frauengestalten gebraucht.

Ein mehr oder minder auffälliger Grad von Steatophgie (Fettfleisch) findet sich in den verschiedenen Gegenden des afrikanischen Südens. Besonders bei den Hottentotten tritt die Steatophgie so stark in die Erscheinung, daß sie ein Rassenmerkmal dieses Stammes geworden ist. Außer dieser auf physiologische Ursachen zurückzuführenden Steatophgie sind die abhälllich durch Nahrung produzierten Fälle von extremer Entwicklung des Fettgewebes beim weiblichen Körper unter den afrikanischen Stämmen häufig. Die stärkste Anwendung findet diese Sitte heutzutage in Karagwe am Westufer des Viktoriasees in Deutsch-Ostafrika. Folgende Schilderung des englischen Forschers Spele gibt ein anschauliches Bild davon. Er berichtet: „Da ich von Musa (d. h. dem damaligen König) gehört hatte, daß die Frauen des Königs und der Prinzen so gewaltig gemästet würden, daß sie nicht mehr aufrecht stehen könnten, machte ich am Nachmittag dem ältesten Bruder des Königs, Wazegern, meine Aufmerksamkeit, in der Hoffnung, mich von der Richtigkeit dieser Angabe selbst überzeugen zu können. Es verhielt sich auch tatsächlich so. Als ich die Hütte betrat, fand ich den alten Mann und seine Hauptfrau auf einer mit Gras bestreuten Erdbank, die zudem für Schlafräume abgeteilt war, nebeneinander sitzen, während ihnen gegenüber zahlreiche hölzerne Milchöpfe aufgestellt waren. Ich war sehr erstaunt über den außerordentlichen Umfang der bei aller gefälligen Schönheit unmäßig fetten Frau. Sie konnte sich nicht erheben, und ihre Arme waren so dick, daß das Fleisch zwischen den Gelenken wie dicke, loder gepöpstete Würste herabhing. Im Laufe des Gesprächs fragte ich, was sie mit so vielen Milchgeschirren täten. Wazegern gab mir die Lösung des Rätsels, indem er auf seine Frau deutend sagte: „Hier ist das Produkt dieser Geschirre. Von früher Jugend halten wir ihr die Milchgefäße an den Mund, denn es ist am Hofe Sitte, sehr fette Frauen zu haben.“

Die erhaltenen altägyptischen Bildwerke, auf denen man gemästete Frauen dargestellt findet, beweisen, daß die Frauenmästung eine uralte Einrichtung in diesem Teile Afrikas ist. Dabei muß besonders auf den Umstand hingewiesen werden, daß die in den

## Rassenmäßige Verschiedenheit des Schönheitsideals.

„Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten!“ sagt ein lateinisches Sprichwort, an das man erinnert wird, wenn man die Verschiedenheit der Schönheitsideale bei den Völkern einer selbst nur flüchtigen Betrachtung unterzieht. Bei uns ist das sozusagen offiziell anerkannte Schönheitsideal die schlanke, dabei aber doch wohlproportionierte Frau. Der Orientale bevorzugt, ja er züchtet in manchen Fällen die Ueberfülle der Formen. Den Arabern ist die abstoßende Wirkung einer Frau mit geringer Fettablagerung

Widwergen bereinigten gemästeten Frauen vornehme Frauen, „Fürstinnen“ des Landes hant sind. Uebermäßiges Fettpolster erscheint also hier wie am Hofe von Karagwe als eine Art Symbol des vornehmen Standes. Ohne absolute Ruhe, folglich Befreiung von jeder Arbeit, und ohne die angemessene Ernährung wäre auch eine solche Fettablagerung nicht möglich.

Von Interesse für das Alter und die geographische Verbreitung dieser Sitte ist auch ein Bericht von Barros aus dem 15. Jahrhundert, in dem von den inzwischen ausgestorbenen Guanachen der kanarischen Inseln erzählt wird, daß die Mädchen mit Milch gemästet wurden, bevor man sie verheiratete. Hierbei sei erwähnt, daß eine Quelle aus dem Altertum von einer etwas abweichenden Form der Mästung bei einem asiatischen Volke berichtet. Xenophon erzählt von den Rosynoikern, einem durch ihre weiße Hautfarbe sogar den Griechen auffälligen Volke, das seinen Sitz in den pontischen Küstengebietern im Nordosten von Kleinasien hatte, folgendes: „Als sie (nämlich die Griechen unter Xenophon) in das Land ihrer Freunde kamen (d. h. der Rosynoiker) zeigte man ihnen gemästete Kinder reicher Eltern, die, mit gelockten Kastanien gefüttert, sehr zart und weiß, und beinahe so dick wie lang waren; ihr Rücken war bunt bemalt, und der ganze Vorderleib mit Blumen punktiert.“

Wenn wir die Ueberfülle der Beispiele von Frauenmästung, die die Völkerkunde liefert, durchgehen, so erkennen wir, daß es sich durchaus nicht immer um eine einfache Verschönerung im Sinne des erotischen Schönheitsbegriffes handelt, sondern ihr eine häufig recht verwickelte psychologische Ursache zugrunde liegt. Bei den alten Karaiten wurde den Mädchen von früher Kindheit an der Unterschenkel durch eine Art Halbstrumpf eingeschnürt, der vom Knöchel bis unter die Wade reichte. Gleichzeitig schnürte eine etwa zehn Zentimeter breite Binde die obere Partie des Unterschenkels zwischen Wade und Kniegelenk fest zusammen. Zwischen diesen beiden Bandagen quoll die Wade dick hervor, einem holländischen Käse gleich, wie ein Forscher sich ausdrückt. Diese Wadenbinden waren nicht nur ein Schmuck, sondern daneben noch das sichtbare Zeichen freier Geburt, und durften daher nicht von Sklavinnen getragen werden. Diese Weinplastik findet sich noch heute in den karaitischen Gebieten Südamerikas, z. B. in Guyana.

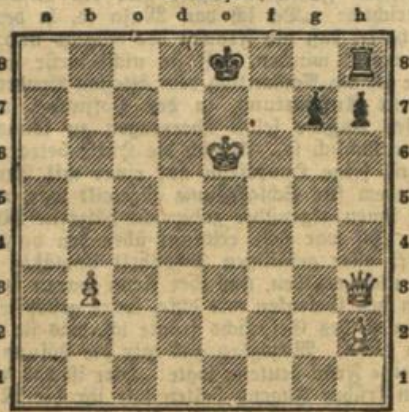
Während die Milch- und Milchbreimästung der Frauen afrikanischer Völker und die Unterschenkelbandage der Karaitinnen eine Hypertrophie (übermäßige Entwidlung) der Gewebe bezweckt, treffen wir andererseits in Verbindung mit den erotischen Vorstellungen plastische Manipulationen, die im Gegenteil auf eine Verkümmernng, eine Atrophie der Gewebe abzielt. Hierher sind die verschiedenen Korsettapparate zu rechnen. Das krassste Beispiel dafür aber sind die mechanischen Fußverkrüppelungen der vornehmen Chinesin besonders im Süden des weiten Reiches. Durch Bandagierung der Füße, die man an den Mädchen im Alter von vier bis sieben Jahren vornimmt, wird eine je nach dem eingehaltenen Verfahren mehr oder minder weitgehende Verkümmernng der Knochen und der Weichteile der Füße und der Unterschenkel sowie eine Stellungsänderung einzelner Fußknochen bewirkt.

Die Sitte der Fußverkrüppelung fand sich auch bei den Kutchin-Indianern im Nordwesten Nordamerikas. Bei diesem Stamme pflagten die Frauen ihre Kinder in einer Art Tragesessel aufrecht sitzend auf dem Rücken zu tragen. Dabei waren die Füße des Kindes, die frei über den Rand des Sessels herabhängten, nicht nur, wie es das eisige Klima erfordert, in warme Fellstiefel gehüllt, sondern noch eng mit Bandagen umwickelt, die das Wachstum des Fußes, entsprechend dem nationalen Schönheitsbegriff, zurückhalten sollten.

E. K.

### Schach.

Unter Leitung von S. Mapin.  
S. Lohb.



WeiB zieht und setzt in 2 ♣.  
Schwarz hat noch nicht rochiert!

Die vorstehende Komposition des anerkannt Bedeutendsten Problemkomponisten verbindet mit einem gewöhnlichen Zweizüger (g7-g4 ♣) noch einen besonderen Witz, der durch den Zusatz „Schwarz hat noch nicht rochiert“ bewirkt wird. Man überzeugt sich nämlich leicht, daß das Problem unlösbar wäre, falls Schwarz das Recht der Rochade noch zustünde. Man kann aber aus der Stellung selbst folgenden Beweis erbringen, daß Schwarz zwar „noch nicht rochiert hat“, jedoch auch kein Recht (!) mehr hat zu rochieren. . . Da Weiß am Zuge ist, ist die Position augenscheinlich durch einen Zug von Schwarz entstanden. Der schwarze Stein, der diesen letzten, zur Position führenden Zug gemacht hatte, befindet sich also noch auf dem Brette. Welcher von den vorhandenen vier schwarzen Steinen mag es gewesen sein. Augenscheinlich nicht einer der Bauern h7 oder g7, die noch auf ihren ursprünglichen Plätzen sich befinden. Zur Entziehung der Position bleibt also nur die Erklärung, daß Schwarz in seinem letzten Zuge entweder seinen König oder seinen Turm gezogen hatte. In beiden Fällen hätte aber Schwarz hiermit das Rochaderecht auch verwirkt. Demnach kann er der Drohung Dg3-C8 ♣ auch durch die Rochade (?) nicht mehr entgehen. Derartige Schachkompositionen, die auf einem Wortspiel („hat noch nicht rochiert“) oder sonstigem Witz basieren, nennt man „Humoresken“. Wir brachten heute die obige Illustration dieses Genres, weil wir künftig von Zeit zu Zeit auch dieser unterhaltenden Rubrik des Humors im Schach-Play zu widmen beabsichtigen.

Schachnachrichten. Die 7. Partie des Matches Riejes-Spielmann (eine Schottische) wurde Remis. Die 8., ein Damengambit, wurde von Spielmann im Anzuge gewonnen, womit der letztere den glänzenden Stand von 6 zu 2 Zählern erreicht hat. Die Spielführung von Riejes zeichnete sich in diesem Match durch eine besondere Mattigkeit aus. Es ist eine bekannte Tatsache, daß seinem vieldenklistigen Spieltypus (der übrigens viele albekannte Meisternantanten zählt, wie z. B. Blackburne, Günzberg, teilweise Marshall zc.) das Alter einen größeren Abbruch tut als der gesunden logischen Richtung, wie sie z. B. Anderssen, Paulsen, Steinitz zc. vertreten, die noch im hohen Alter die gefährlichsten Gegner abgaben. Da die Partien des Matches ein beachtenswertes theoretisches Interesse wegen der Schottischen und Sizilianischen Eröffnungen bieten, bringen wir nachstehend die bei uns noch nicht veröffentlichten Partien 4-8 als Schachnachrichten fast ungloriert mit abgekürzter Notation zur Kenntnis der Leser.

4. Partie (Sizilianisch), 9. Mai. Spielmann Weiß: 1. e4, c5; 2. Sc3, e6; 3. Sf3!, Sc6; 4. d4, cxd4; 5. Sxd4, Sf6; 6. Lg5, Le7 (Da5!); 7. Sb5, 0-0 (Entschieden besser ist: 7. . . . Da5! z. B. 8. Lxf6, Lxf6; 9. Sd6\*, Ke7; 10. Dd2, Lxc3; 11. bxc3, De5 zc. Ober: 9. Dd6\*, Le5; 10. De5, a6; 11. Sd6\*, Lxd6; 12. Dxd6, Db4 zc.) 8. Lxf6, Lxf6; 9. Sd6, Da5; 10. Dd2, Db4; 11. 0-0-0, Ld4 (Sd4!); 12. Sdb5, Lf6; 13. f4, a6; 14. Sd6, Ld4; 15. e5, f6; 16. a3, De5 (Db6!); 17. Scd4, Da7; 18. Te1, fxe5; 19. c3, cxf4?; 20. cxd4, Sxd4; 21. Le4, b5; 22. La2, b4; 23. axb4, Tb8; 24. Thf1, a5; 25. Txf4, Dc7?; 26. Kb1, Txb4; 27. Txf8?, Kxf8; 28. Df2?, aufgegeben.

5. Partie (Schottisch), 10. Mai. Riejes Weiß: 1. e4, c5; 2. Sf3, Sc6; 3. d4, cxd4; 4. Sxd4, Sf6!; 5. Sxc6, bxc6; 6. Ld3, a6; 7. De2, Le6 (Le7!); 8. 0-0, dxe4; 9. Lxe4, Sxe4; 10. Dxe4, Dd5; 11. Dh4, Le7; 12. Dg3, 0-0; 13. Sc3, Df5; 14. Dxc7, Le5; 15. Dxc6, Le4; 16. De4, Dxe4; 17. Sxe4, Lxf1; 18. Sxc5, Le2; 19. b3? Tfd8; 20. Le3, Taes; 21. f3?, f5; 22. f4, g5; 23. g3, g4; 24. Kf2, Lf3; 25. o4, Td6; 26. b4, Tcd8; 27. Sb3, a6; 28. a4? (28. b5! bot gute Remis-Chancen z. B.: 28. . . . axb5; 29. cxb5, Td1; 30. a3, Txa1; 31. Sxa1, Td3; 32. Le5, Td5; 33. Sb3, Ld1; 34. b6, Lxb3; 35. b7, Td8; 36. Ld6 nebst b8D zc.) 28. . . . Td3; 29. Se5, Te3; 30. Te1, Ta3; 31. h4? (Te2!); 31. . . . gxh3!; 32. Kxf3, Te3; 33. Kf2!, T8xe3; 34. b5, Tf3?; 35. Kg1, Ta2; 36. Aufgegeben, weil 36. . . . Tg2?; 37. Kh1, Tf2; 38. . . . Th2?; 39. Kgl, Tfg2?; 40. Kf1, Th1?.

6. Partie (Sizilianisch), 11. Mai. Spielmann Weiß: Bis zum 8. Zuge von Weiß wie in Nr. 4. Dann: 8. Sd6, Sxe4? (Se8!); 9. Lxe7, Sxc8; 10. Lxd8, Sxd1; 11. Lg5, Sxb2; 12. a4!, Sb4; 13. Kd2, Sd5; 14. Ta2, h6; 15. Le3, Sxe3; 16. fxe3, Sxa4; 17. Txa4, a6; 18. Ld3, Tb8; 19. Te4, Tfd8; 20. Tf1, f6; 21. Tb1, b5; 22. Te7, Kf8; 23. o4, Ta3; 24. Le4, Tb8; 25. c5, Ke7; 26. Ke3, f5; 27. Lf3, g5; 28. h3, Tf8; 29. Td1, b4?; 30. Kb3, Tfd8; 31. c6, a5; 32. Sxc8?, Tbxc8; 33. T1xd7?, Txc7; 34. Txd7?, Ke8; 35. Th7 (Lh5?!); 35. . . . Kd8; 36. Txb6, e5; 37. e4, f4; 38. Lg4, Te7; 39. Ld7, Ta7; 40. Ka4, Ke7; 41. Lf5, Ta8; 42. Kb5, b3; 43. Th7?, Kd8; 44. c7?, Ke8; 45. Th8?, Ke7; 46. Txa8, b2; 47. Te8?, Kf6; 48. Tf8?, Ke7; 49. T7?, aufgegeben; weil: 49. . . . Kxf7; 50. Le8?, Ke7; 51. La2 oder 50. . . . Kxe6; 51. c8D?, Ke7; 52. De2, den Bb2 aufhätt.

Ein neuer Arbeiter-Schachklub wurde in Bielefeld gegründet.

Briefkasten. Berlin SO. Nachstehend die noch rückständigen Auflösungen: 17. April von Goldstein: 1. Se8, 23. April von Notre: 1. Dd8, 14. Mai von Oehlschlager: 1. Se8!, g5; 2. Sf6, g4!; 3. Sxg4, f2; 3. Sxf2?, Kh2; 4. Se4, Kh1; 5. Kf2, Kh2; 6. Sd2, Kh1; 7. Sf1, h2; 8. Sg3-#. Alle anderen Auflösungen sind mitgeteilt worden.